

Mark Galliker

**Frank-M. Staemmler: Das dialogische Selbst. Postmodernes Menschenbild und psychotherapeutische Praxis**

*Stuttgart: Schattauer, 2015, 440 Seiten, ISBN 978-3-7945-3114-1. EUR (D) 49,99/ EUR (A) 51,40/ CHF 64,90.*

Der Autor, Gestalttherapeut und Gesprächstherapeut, stellt sich die Frage nach der Konzeptualisierung des Selbst. Aus seiner postmodernen Perspektive betrachtet ist das Selbst ein *Prozess*, der sich in der Kommunikation mit anderen Personen immer wieder neu gestaltet. Es entsteht im jeweiligen Dialog der Person mit ihrer aktuellen Mit- und Umwelt und nimmt dabei vielfältige Formen an. Die Bedeutung des Dialoges für

das Selbst lässt sich in der Formel „Wo Dialog war, wird Selbst sein“ zusammenfassen.

Staemmler zufolge variiert das Selbst innerhalb der Vielfalt der sozialen Verhältnisse, in die es eingebunden ist, und es antwortet mit jeweils unterschiedlichen Selbst-Positionen auf verschiedene Individuen oder ganze Gruppen. Indessen weist der Autor auch darauf hin, dass es durchaus Kontinuität und

Kohärenz in diesem Strom sozialer Beziehungen gibt. Damit kommt er den Praktikerinnen und Praktikern entgegen, sind dieselben doch oft auf Komplexitätsreduktion angewiesen, um ihre Arbeit mit den Klientinnen bzw. Klienten zusammen sinnvoll zu verwirklichen. Gleichwohl wird sich Staemmler nie mit einer psychotherapeutischen Tradition anfreunden, die bestrebt ist, innere Konsistenz und Einheit des Selbst zu konstituieren oder zu rekonstituieren.

Nach Staemmler erfolgt bei der Entstehung des Selbst zunächst eine leibliche Kontaktaufnahme mit den primären Bezugspersonen. Durch diese Zwischenleiblichkeit (im Sinne des französischen Phänomenologen Merleau-Ponty) erlebt das Kind die Welt von Anfang an in enger Verbindung mit seinen Eltern und Geschwistern. Neben der leiblichen und präreflexiven Verbundenheit entfaltet sich mit der Zeit auch eine kognitive, so dass eine interpersonale Bezugsmöglichkeit jederzeit und ohne lokale Gebundenheit realisiert werden kann.

Staemmler zufolge existiert das Selbst nicht vor der Kontaktaufnahme mit anderen Personen, und auch in der Gegenwart existiert es in keiner Situation ohne dieselben. Da das Selbst vollständig aus den Dialogen mit den primären Bezugspersonen und aus jenen mit anderen Personen erwächst, wird auch noch das Alleinsein letztlich im Sinne des Mitseins verstanden. Demnach sind Selbstgespräche Abkömmlinge der Gespräche mit anderen Menschen.

Der Autor präsentiert eine fundierte Darstellung der Ontogenese des dialogischen Selbst und gibt sowohl in verbale wie nonverbale Dimensionen der Selbst-Kommunikation Einblick. Er diskutiert in diesem Zusammenhang verschiedene Ansätze, darunter auch den kulturhistorischen Ansatz Vygotskijs, der untersuchte, wie das Kind interpersonale Prozesse in intrapersonale umwandelt bzw. wie es von der dyadischen Regulation zur Selbstregulation fortschreitet. Der Autor weist darauf hin, dass aus dem Sozialen das Individuelle hervorgeht. In gemeinsamen Aktivitäten mit einer Bezugsperson (z. B. dem Vater) und einem Gegenstand (z. B. Ball) lernt das Kind nicht nur seine eigene Rolle kennen, sondern zugleich auch jene des Vaters und entdeckt somit auch, was es tun muss, um eines Tages auf eigenen Beinen zu stehen. Mit der Aneignung dessen, was ihm Bezugspersonen vorführen, erfolgt freilich nicht nur eine Besitznahme, sondern immer auch eine persönliche Umformung. Staemmler kritisiert an Vygotskij, dass er in dieser Frage nicht eindeutig gewesen sei. Einmal habe er den Prozess als eine Veränderung dargestellt und einmal als bloßes Abbild des extern Sozialen (vgl. S. 106).

Staemmler stellt u. a. auch die Frage, wie das dialogische Format des Selbst für therapeutische Veränderungsprozesse nutzbar gemacht werden kann. Die meisten Klientinnen und Klienten möchten in ihrer Vielfalt gesehen, verstanden und akzeptiert werden und mit sich selbst in Beziehung treten. Staemmler

führt vieles an, was aus der Perspektive des Personzentrierten Ansatzes von Bedeutung ist. Für den Autor sind neben Heterodialogen auch Autodialoge relevant, wobei Letztere in Anlehnung an die Gestalttherapie real mit Anwesenden (mit der Therapeutin bzw. dem Therapeuten) oder fiktiv mit Abwesenden (z. B. dem verstorbenen Vater) geführt werden (sog. Fantasiegespräche). Bei den Selbstgesprächen ist es für eine Klientin bzw. einen Klienten hilfreich, die zur Debatte stehenden Positionen zu explorieren und auf ihre möglichen Bezüge einzugehen. Die Klientinnen und Klienten erkennen zunächst, ob es sich bei den aktivierten Positionen überhaupt um Alternativen handelt, und wenn ja: um echte oder um falsche Möglichkeiten. Dialoge zwischen echten Optionen werden weitergeführt. Im Verlaufe dieser fruchtbaren Selbstgespräche werden dann auch neue Selbst-Positionen entwickelt (z. B. so genanntes Selbstmitgefühl).

Nach Staemmler ist der Geist nicht „im“ Gehirn wie der Flaschengeist in der Flasche. „Er kann auch nicht durch irgendeinen Transport dorthin gekommen sein, denn das Psychische ist [...] nicht lokalisierbar oder in räumlichen Kategorien zu beschreiben“ (S. 109). Was gewöhnlich dem „Innenleben“ zugerechnet wird, sieht der Autor ausschließlich in den momentanen relationalen Räumen zwischen den Menschen bzw. in der Alterität in der Umwelt.

Wenn man *Das dialogische Selbst* studiert, fragt man sich stellenweise, ob Staemmler mit seiner Analyse und Erweiterung des Selbst-Begriffes nicht dessen Auflösung einleitet. Braucht es überhaupt noch das Selbst-Konzept oder käme die Humanistische Psychologie nicht auch ohne dasselbe aus? Handelt es sich um einen Begriff, der wirklich etwas zu erklären vermag, oder hat er einen fiktionalen Charakter?

Roy Schafer hat bereits 1976 in seiner viel beachteten Schrift *A New Language for Psychoanalysis* (New Haven: Yale University Press) die Hypostasierungen psychoanalytischer Begriffe kritisiert und für die Psychoanalyse eine neue Handlungssprache in Aussicht gestellt; ein Vorschlag, der in der Folge von orthodoxen Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytikern in der *Psyche* vehement zurückgewiesen wurde.

Bräuchte nicht auch die Humanistische Psychologie eine „neue Sprache“, mit der die Verdinglichungen der Alltagspsychologie nicht noch weiter verfestigt, sondern vielmehr aufgelöst würden? Andererseits ist nicht zu leugnen, dass dem Wort „selbst“ in der Alltagssprache eine wichtige, ja nicht wegzudenkende Bedeutung zukommt. Allerdings kommt dieses Wort dort kaum in der überhöhten Bedeutung der Psychologie vor. Kein Mensch spricht außerhalb des Seminars von *dem* Selbst. Wir sagen etwa: „Das mache ich selbst“ (also es macht *nicht* eine andere Person für mich, sondern ich kann es eigenhändig machen usw.) oder dialogisch: „Wie geht es dir? – Gut, und selbst?“

Das Buch *Das dialogische Selbst* zeichnet sich durch eine breite Übersicht über die verwendete Literatur aus, nimmt die Leserinnen und Leser in einen ungezwungenen, ja angenehmen Argumentationsfluss mit, in dem der anspruchsvolle Stoff relativ leicht verständlich präsentiert wird. Das Buch ist allen theoretisch und praktisch interessierten Therapeutinnen und Therapeuten sowie Forscherinnen und Forschern und

insbesondere jenen, die den Begriff „Selbst“ häufig verwenden, zu empfehlen. Die nächste Nummer der PERSON wird ein Themenheft zu der von Staemmler angeschnittenen Problematik sein. Personzentrierte Autorinnen und Autoren werden sich mit Staemmlers Arbeit auseinandersetzen und der Autor wird selbst nochmals Stellung zu ihr beziehen.